

Marburger Zeitung.

Nr. 39.

Sonntag, 1. April 1866.

V. Jahrgang.

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Abonnements-Einladung.

Bei Beginn des neuen Monats machen wir die freundliche Einladung zur Pränumeration.

Pränumerations-Preis.

Für Marburg monatlich 50 kr.,
mit Zustellung in's Haus 60 kr.,

mit Postversendung vierteljährig 2 fl., halbjährig 4 fl., ganzjährig 8 fl.

Die Administration
der „Marburger Zeitung.“

Zur Geschichte des Tages.

Wir stehen vor dem Kriege! Wenn nicht plötzliche unerwartete Ereignisse eintreten, ist die Erhaltung des Friedens kaum mehr zu erwarten. Preußen rüstet ganz offen und Bismarck betreibt seine diplomatischen Verhandlungen vollständig auf dem Kriegsfuß. Es bestätigt sich, daß Preußen an alle mittelstaatlichen Regierungen eine Depesche gerichtet, worin es dieselben auffordert, sowohl in dem Falle, daß Oesterreich zum Angriff schreiten, als daß Preußen sich genöthigt sehen sollte, dem drohenden Angriff seinerseits zuvorzukommen, sich zur Aufrichtung eines neuen Bundes um Preußen zu schaaren. Bemerkenswerth in Betreff der Spannung zwischen Oesterreich und Preußen ist der Umstand, daß nach Mittheilung eines Berliner Blattes der Kaiser von Oesterreich allein von allen Souveränen Europas dem König von Preußen zu seinem Geburtsfeste nicht gratulirt hat.

Wenn eines im Stande wär, den Kriegseifer zu dämpfen, so ist es die Furcht der Regierungen vor der demokratischen Partei. Der „Advertiser“, der Preußen einen Auswuchs am nationalen Körper Deutschlands nennt, findet es begreiflich, daß in Deutschland viele

Leute von Fach sich mit dem Plane beschäftigen, im Fall eines Krieges den preussischen Staat gründlich zu beschneiden. Aber — fügt er hinzu — die wahrhaft nationale und demokratische Partei glaubt zwar an die Nothwendigkeit, die preussische Monarchie zu zerstückeln, will aber nicht, daß dies durch dynastische Mittel geschehe. Sie will den preussischen Einfluß nicht durch österreichischen ersetzt sehen, sondern, alle dynastischen Einflüsse der obersten Gewalt des in einem souverainen Parlament ausgesprochenen Nationalwillens unterwerfen. Es ist möglich, daß dieses demokratische Element, welches jetzt im Hintergrunde gehalten wird, während eines Kampfes zwischen Preußen und Süddeutschland hervortreten und sich geltend machen würde.

Die „Times“ bespricht den möglichen Fall eines preussisch-italienischen Bündnisses gegen Oesterreich und sagt: „Eine so selbstmörderische Allianz wäre in Europa seit der Zeit, als Oesterreich und Preußen zu den Füßen Napoleon's I. lagen, noch nie gesehen worden. Es sei zwar immer bedenklich, das sch. Ue. Walten der strafenden Gerechtigkeit zu prophezeien, und Preußen werde vielleicht noch einige Jahre straflos jedes Recht verletzen. Aber endlich werde es doch ganz Deutschland gegen sich in Harnisch bringen. Das gewissenlose Auftreten Bismarck's übe vielleicht zeitweilig Anziehungskraft auf einige deutsche Professoren, aber auch sie haßten Bismarck ebenso sehr, als sie ihn fürchteten. Die deutsche Einheit, welche dieser anstrebe, sei nicht die preussische Führung, sondern die preussische Herrschaft. Selbst Cavour sei es keine leichte Arbeit gewesen, die italienischen Staaten an sich zu reißen und Baiern sei nicht Neapel, ebensowenig wie Württemberg Toskana. Auch sei es ganz unwahrscheinlich, daß diese zwei Monarchien gleichgiltige Zuschauer eines Kampfes sein würden, der im Falle eines Sieges Preußens ihnen so gefährlich sein würde. Was Italien betreffe, so wäre es die unglücklichste That, wenn dieser Staat sich zum Mitschuldigen Preußens machen würde. Mit seinem Deficit, mit den vielen ungelösten Fragen im Innern, würde dieser Staat durch eine Allianz mit Preußen seinen Feinden die größte Freude bereiten und ihm alle Mächte entfremden, welche aus dem schleswig-holstein'schen Geschäft keinen Gewinn ziehen. Aber diese Mächte würden durchaus nicht zu Gunsten Preußens einschreiten. Preußen täusche sich gewaltig, wenn es etwa glaube, daß England es aus seiner Verlegenheit reißen werde.“

Der Flüchtling.

Von
J. Frey.

(Schluß.)

Der Carauer Fabrikherr schaute verwundert auf, als am Spätnachmittage, unangemeldet und mit verstörtem Gesichte ein Fremder zu ihm hereintrat; aber als er seinen Blick eine Weile auf das bleiche Antlitz geheftet, stand er erschüttert auf und rief, dem Eingetretenen beide Hände entgegenstreckend: „Gott verzeihe den Menschen, was sie an Ihnen gethan haben . . . ich hätte Sie fast nicht wiedererkannt, mein armer Freund.“

„Ja, sie haben mir viel gethan“, erwiderte Gustav trübe, „und die Bessern unter ihnen am Ende das größte Leid.“

„Ich vielleicht mir“, sagte der Fabrikherr nachdenklich.

„Sie nicht, gewiß nicht“, verneinte Gustav, das bereits ergrauernde Haupt schüttelnd; aber an der Beantwortung einer einzigen Frage hängt noch der letzte Würfelwurf. Kann ich nach Ihren Landesgesetzen mein Kind zurückverlangen?“

Diese Frage kam so unerwartet und war mit so bebender Bangigkeit ausgesprochen, daß der Fabrikherr sich abwenden mußte, um seine feuchten Augen zu verbergen. Nachdem er eine Weile schweigend durch das Fenster geschaut, sagte Gustav leise: „Ich verstehe . . . die Gesetze selbst Ihrer vielgepriesenen Freiheit haben noch nicht daran gedacht, dem Unglücklichen in seinen einfachst menschlichen Rechten Schutz zu gewähren.“

„Sie haben das Recht, ungerecht zu sein“, erwiderte der Fabrikherr bewegt. „Aber lassen Sie ruhen, was hinter Ihnen liegt. Beginnen Sie einen neuen Tag; werden Sie, was Ihnen nun offen liegt, der Bürger eines freien Landes und helfen Sie mitarbeiten an der Lösung des großen Räthfels, menschliches Recht und Menschengesetz in Einklang zu bringen.“

„Ich möchte nicht ungerecht sein“, sagte Gustav mit wehmüthigem Lächeln, „aber wer einmal, wie ich, an der sittlichen Weltordnung irre geworden, hat weder Kraft noch Muth mehr, an derselben weiter zu bauen. Er überläßt künftigen Geschlechtern den Zweifel, ob sie irgend einmal für das geheimnißvolle Verhältniß zwischen Schuld und Strafe

das zutreffende Wort, das richtige Maß auffinden werden. Mir ist's für einmal genug, wenn mein Schicksal Ihrem „freien“ Lande, wie Sie sagen, zeigt, daß unnatürliche Gesetze, die es gegen Fremde erläßt, seine besten eigenen Kinder blutiger treffen, als den Fremden selbst. Dafür spricht laut ein Grab, das ich nie vergessen, aber noch nie gesehen habe.“

Gustav nahm unter dem Versprechen, auf den Abend wiederzukommen, Abschied. Der Fabrikherr ließ den armen, an Leib und Seele gebrochenen Mann ungern gehen. Er würde ihm seine Begleitung angeboten haben, hätte er nicht gedacht, es gelte einen Gang dahin, wo der Mensch am liebsten allein ist — zu den Todten; leuchtete ja von der Höhe jenseit des Flusses im Abendchein so mild das Kirchein herüber, um das die Gräber Breneli's und des Beters lagen.

Zu diesen Gräbern ist Gustav auch hingegangen; aber zu dem besorgten Gastfreunde nicht mehr zurückgekehrt. Bei einbrechender Nacht sahen ihn vom Feld heimkehrende Leute den Berg hinansteigen. Ob er an den Stätten vergangenen Glückes neue Kräfte zu suchen gedachte, ob ihn die Sehnsucht nach seinem Kinde den Weg geführt — man weiß es nicht. Der Oberhofer erzählte später, er sei von dem Bellen des Hundes geweckt worden; als er hinausgeschaut, sei ein Mann von dem Hinterstübchen weg, in dem des kleinen Gustavs Bettchen lag, durch die Nacht davongeeilt. Vielleicht, daß der Unglückliche schon vom Beginne des Dunkels an durch die Fenster beobachtet, wohin der Knabe gelegt wurde, daß er dann nach eingetretener Stille, das Ohr an die Scheiben gedrückt, die Athemzüge des Kleinen belauscht hatte. Armes Vaterherz!

Am frühen Morgen fanden ihn die ersten Leute, die über die Stafelleggstraße kamen, auf der Steinbank am Brunnen liegen. Aber er gab auf den gebotenen Morgengruß keine Antwort mehr — er war todt. Neben ihm auf der Bank lag eine Pistole, um deren Griff die herabgesunkene erkaltete Hand fest geschlossen lag; aber die Waffe war noch geladen und die Leiche trug keine äußere Verletzung. Der Todesengel hatte sich des Unglücklichen freundlich erbarmt und sein Herz berührt, bevor er die letzte Schuld des Lebens auf sich geladen.

Er liegt nun — und das war wohl seine letzte Hoffnung — auf dem nämlichen Kirchhofe, wo Breneli und der Beter ruhen. Der einfache Stein, der des Flüchtling's verborgenes Asyl bezeichnet, trägt die schmerzliche ironische Inschrift: Libertas mortuis. (Frei sind die Todten.)

Die Türkei macht in Bezug auf die Donaufürstenthümer Schwierigkeiten: sie hat ihren Gesandten in Paris beauftragt, die Fortdauer der Union der Donaufürstenthümer (welche Frankreich und Oesterreich wünscht), nur ausnahmsweise und unter der Bedingung zu gestatten, daß der neue Fürst ein Eingeborner sei. Gleichzeitig wurde an die Donaufürstenthümer und benachbarten Paschaliks der Befehl geschickt, 60.000 Redifs, (irreguläre Truppen) zur Verstärkung der 60.000 reguläre zählenden rumelischen Armee bereit zu halten. Diese Vorsichtsmaßregel ist nothwendig, weil Rußland von Galizien bis nach Bessarabien hin eine gewaltige Armee von nicht weniger als 200.000 Mann aufstellt.

Die Fenierbewegung breitet sich in den Vereinigten Staaten immer mehr aus, und man sagt, es sollen über 200.000 Irländer sich haben einreihen lassen, um gegen das „perfide Albion“ zu sechten. Der englische Gesandte in Washington hat auf seine Reklamation von Seward die Antwort erhalten, daß die Vereinigte Staaten-Regierung, so lange das Gesetz von den Feniern nicht offen verlegt wird, gegen die Bewegung nicht einschreiten könne. Indessen hat der Präsident Befehl ertheilt, Truppen nach Buffalo (an die Grenze) zu schicken, um den Feniern ein wenig „den Daumen auf's Auge zu drücken.“ Man glaubt in den Vereinigten Staaten zwar nicht an den Erfolg eines Fenierangriffes auf Kanada, doch wäre es weit gefehlt, die Bewegung zu unterschätzen. Die Fenier können jeden Augenblick Tausende von entlassenen Soldaten der amerikanischen Armee anwerben, und an geschickten Offizieren wird es ihnen auch nicht fehlen.

Ein volksthümliches Heer.

(Fortsetzung.)

Marburg, 31. März.

Seit Montecuculi's Tagen ist es eine klar ausgesprochene Ueberzeugung, daß zum Kriegführen Geld, Geld und abermals Geld erforderlich. Keine Heeresverfassung schont aber die Kraft des Bürgers, den Säckel des Staates in gleichem Grade, wie die schweizerische. Die Heereskosten zehren nicht im Frieden das beste Mark auf, so daß der Krieg nur leere Kassen findet und ein durch unerschwingliche Steuern verarmtes, bekümmertes, begeisterungsloses Volk.

Die schweizerische Heeresverfassung sichert den Frieden. Müssen im Fall eines Krieges die Wehrmänner den Pflug, die Werkstatt, den Schreibtisch verlassen, so stürzt man sich nicht blindlings in die Gefahr, so schreibt man nur dann zum Aeußersten, wenn es kein anderes, ehrliches Mittel gibt, den Frieden zu erhalten. Das schweizerische Heer ist das Volk in Waffen und dieses erklärt einen Krieg nur, wenn die ungeheure Mehrheit sich dafür ausspricht. Gegen den Willen der Wehrmänner kann in der Schweiz nie der Krieg geführt werden: kommt es aber zum Schlagen, dann ist eben dieser Wille auch sichere Bürgschaft, daß mit Todesverachtung, mit Siegeshoffnung gekämpft wird.

Die Schweiz hat keinen Soldatenstand. Der Gegenjaß von Bürgerkleid und Waffenrock, der sich in Ländern mit stehenden Heeren nicht verfühnen läßt, ist in der Schweiz unbekannt — unbekannt die Geringschätzung des ersteren, die Auszeichnung des letzteren — unbekannt das widerstrebende Interesse Beider.

Die Heeresordnung der Eidgenossenschaft entzieht Jünglinge und Männer nicht ihrem natürlichen Berufe — der Arbeit, der belebenden, erfrischenden, Selbstständigkeit begründenden Arbeit.

Verstümmelung und Fahnenflucht, die in Ländern mit stehenden Heeren jährlich so viele Jünglinge ins Verderben bringen — heimliche Auswanderung, durch welche das Vaterland so manche tüchtige Kraft verliert, hat die Schweiz nicht zu beklagen. Ebenso wenig gibt es bei der schweizerischen Heeresverfassung ausgediente Soldaten, die nicht geneigt, die unfähig sind, einer bürgerlichen Beschäftigung sich zu widmen, nachdem sie die schönste Zeit ihres Lebens nichts gethan, als die Waffen getragen.

Pensionen kennt die Schweiz gleichfalls nicht. Die Gemeinde ist verpflichtet, für arme, arbeitsunfähige Bürger zu sorgen, ob diese im Frieden oder Kriege verunglückt sind. Reicht das Vermögen der Gemeinde nicht hin, so wird das Armengut des Staates in Anspruch genommen.

Die Schweiz ist das einzige Land in Europa, welches für den Unterricht der Jugend mehr ausgibt, als für das Heer. Diese Erziehung hat aber zur Folge, daß der Knabe schon sein Vaterland lieben lernt, daß der Jüngling vor Begierde brennt, diese Liebe durch die That zu beweisen, daß die Männer zu jeder Stunde bereit sind, Gut und Blut für das höchste, was sie kennen, für das freie Vaterland zu opfern.

Die Volkswehr ermöglicht es der kleinen Schweiz mit ihren 2 1/2 Millionen, ein wohlorganisiertes Heer von 200.000 Mann aufzustellen, ja im äußersten Falle der Noth auf 300.000 Wehrmänner rechnen zu können. Hätte die Schweiz ein stehendes Heer nach dem Vorbilde ihrer Nachbarn, sie vermöchte kaum 50.000 Mann zu halten: sie würde mit diesem geringem Heere kaum mehr als eine Hauptmacht wagen — abgesehen davon, daß die Auslagen für dasselbe im Frieden den Staat erschöpfen würden, und an einen erfolgreichen Massenaufstand auch deshalb nicht zu denken wäre, weil die Bürger in den Waffen nicht geübt sind, weil ihnen die Lust fehlt, sich in den Waffen zu üben, wenn sie für das stehende Heer so schwere Steuern zahlen. (Schluß folgt.)

Marburger Berichte.

(Tonkunst.) Das Oratorium von Joseph Haydn: „Die sieben Worte Christi“, gelangte am Charfreitage um 4 1/2 Uhr in der hiesigen Domkirche zur Aufführung, die fünf Viertelstunden dauerte. Herr Assessor Ragg hatte die Leitung übernommen: sechzig unserer besten Musiker, Sänger und Sängerinnen theilnahmen. Das Gotteshaus vermochte die Zuhörer kaum zu fassen und war besonders der Schluss von ergreifender Wirkung. „Die sieben Worte Christi“ wurden hier seit vielen Jahren — es mögen wohl fünf und zwanzig sein — nicht mehr gehört: Marburg hätte aber doch Musiker und Sänger in genügender Anzahl, um dieses berühmte Werk — eines der erhabensten Denkmale deutscher Tonkunst — jedes Jahr am Charfreitage aufzuführen.

(Häuserwertb.) Das Erträgniß der Hausmiete in Marburg ist für das laufende Jahr auf 142,280 fl. veranschlagt, welche — zu 5% gerechnet — ein Kapital von 2,845,600 fl. verzinsen.

(Aushilfskasse.) Im verfloffenen Monat wurden 1346 fl. eingezahlt und 1546 fl. ausgeliehen. In der Kasse blieben 46 fl.

(Sparkasse.) Im Monat März wurden von 219 Parteien 24,534 fl. 75 1/2 kr. eingelegt und von 176 Parteien 20,641 fl. 58 kr. herausgenommen.

(Genügsame Diebe.) In der Nacht vom 28. auf den 29. März wurde auf der Besizung des Herrn Friedrich Brandstätter in Pfaffstje (Pickern) eingebrochen. Die Anstrengung der Diebe muß bedeutend gewesen sein; denn sie haben, um das Gitter des Kellerfensters entfernen zu

Im rothen Krug.

Von

J. Lemme.

1.

Auf der Poststation fuhr eine Extrapost vor. Vier Personen stiegen aus. Zuerst ein sehr langer, magerer Mann. Er trug einen langen, bis über die Knie herunterreichenden, bis an die Halsbinde zugeknöpften, hellgrauen Ueberrock und hatte ein wettergraues Gesicht und in diesem einen starken, borstig geschnittenen, grauen Schnurrbart. Er sah zwar nicht aus, wie ein Bedienter; er mußte aber doch wohl eine untergeordnete Stellung zu der übrigen Reisegesellschaft einnehmen. Er blieb an dem Wagenschlage stehen und half dieser aussteigen. Ein hübscher junger Mann war der erste, dem er half, schlank, groß, mit einem vornehmen, gemessenen Anstande und mit blonden Haaren, die glatt über eine denkende Stirn gestrichen waren. Ihm folgte ein ällicher Herr mit einem spitzen, gelben Gesichte, mit Spizbubenaugen und mit dem rothen Bändchen der französischen Ehrenlegion im Knopfloche. Zuletzt kam ein kleiner, dicker, runder Herr mit einem sehr knurrigen, rothen Gesichte.

Die Herren waren vor der Thür des Posthauses ausgestiegen. Der Postillon hatte durch Blasen seine Ankunft angemeldet, als er auf den Posthof fuhr. Aus dem Posthause war der Postmeister auf den Hof getreten. Der Postillon übergab ihm den Extrapostzettel. Er las ihn, während die Herren ausstiegen. Er wandte sich dann an Einen von ihnen, an dem ällichen mit dem gelben Spizbubengesichte und dem rothen Bändchen der Ehrenlegion. Es war ein alter Soldat, der Postmeister; wahrscheinlich war er Feldwebel gewesen. Gewiß war, daß er die Freiheitskriege mitgemacht hatte; denn er trug auf seinem Rocke die Kriegsmédaille und einen russischen Orden; da imponirte ihm das rothe Ordensbändchen, wenn es auch ein Französisches war. „Der Herr Baron wollen nicht weiter fahren?“ fragte er den ällichen Herrn. Dieser wies stumm mit der Hand auf den hübschen jungen Herrn mit dem vornehmen, gemessenen Anstande. „Der Herr Baron wollen nicht weiter fahren?“ wiederholte der Postmeister seine Frage an den vornehmen Herrn. „Nein.“ „Der Herr Baron wollen also hier bleiben?“ „Nein.“ Der vornehme junge Herr wandte ihm dann den Rücken. Der Postmeister stand etwas verduzt. „Hm, hm!“ sagte er verlegen. „Das ist doch wohl der Herr Baron von Stromberg, auf den der Postzettel lautet?“ Der kleine,

runde Herr mit dem knurrigen Gesichte trat an ihn heran. „Gehört die Fähre dort zur Post?“ „Ja.“ „Dann lassen Sie uns sofort übersehen und besorgen Sie für unsern Wagen vier frische Pferde.“ „Und wie weit wollen Sie die Pferde haben?“ „Bis zum rothen Krug.“ „Also zum rothen Krug wollen Sie?“ „Herr Postmeister, ich will Ihnen nur bemerken, wenn Sie ein einziges Wort davon sprechen, daß wir, oder daß sonst heute Reisende zum rothen Kruge gefahren seien, Sie die längste Zeit Postmeister gewesen sind. Haben Sie mich verstanden?“ Der dicke Herr sprach das so bestimmt und er sah dabei so knurrig aus, daß der Postmeister in der That erschrad. „Hm, hm, über meine Lippen soll kein Wort kommen.“ „Dann gehen Sie,“ sagte der kleine, dicke Herr. „Aber vorher noch Eins. Sind heute Gendarme hier gewesen?“ „Nein.“ „Gut.“ Der Postmeister kehrte in das Posthaus zurück. Er schüttelte im Geheh bedenklich für sich den Kopf. Der vornehme junge Herr war unterdeß weiter in den Posthof hineingegangen.

Posthof und Posthaus lagen zwischen einer Chaussee auf der einen und einem ziemlich breiten Flusse auf der anderen Seite. An dem Flusse, über den keine Brücke führte, lag ein Fährhaus. Es lag am Ende des Posthofes, dem Posthause schräg gegenüber. Zu dem Fährhause hin hatte der junge Herr seine Schritte gelenkt. Er war wohl der Herr Baron von Stromberg, von dem der Postmeister gesprochen hatte. Er war in der Nähe des Fährhauses stehen geblieben, sah sich nachdenkend das kleine Häuschen und die Fahrzeuge an und das Wasser, in dem sie lagen, und er hatte wohl Ursache, nachdenkend zu sein. Der Strom war hoch angeschwollen; sein Wasser schoß wild, stürmend, tobend dahin. Und die Röhren und Rähne und Prahmen, in denen man ihn passiren mußte, waren so leicht, so winzig klein und schwach gegen das hohe, breite Wasser, gegen die mächtigen Wellen, die es warf. — Sie wurden schon jezt, in der schüßenden, sichereren Bucht, in der sie am Ufer lagen, hin und her, auf und nieder, prasselnd und klappernd gegen einander geworfen; wie mußten sie erst fliegen und schwanken und hoch auf- und tief niederfahren, wenn sie lose und frei in dem freien, entschellten Wasser, in den wilden Bogen dahinfahren! Und dem Schwanken kann ein Umschlagen, dem Niederfahren ein Versinken folgen! Und ein Versinken war hier der sichere Tod in einem tiefen, nassen Grabe! „Hm, hm!“ sagte auch der vornehme gemessene Baron. Er schien noch mehr und zwar mit sich selbst sprechen zu wollen. Da sah er Jemanden neben sich stehen.

Es war ein junger Mann in besserer ländlicher Kleidung, ein hübscher Mensch, mit einem frischen, festen, etwas südlich geformten Gesichte,

können, die anderthalb Zoll dicken Eisenstäbe desselben zersplittert. Ein Faß wurde in ziemlicher Höhe angebohrt und die Oeffnung wieder mit einem hölzernen Zapfen sorgsam vermaht. Zwanzig Maß Wein fehlen. Es scheint: die Durstigen haben sich nur einen guten Oftertrunk verschaffen und dem Eigentümer keinen weiteren Schaden zufügen wollen.

(Falsche Banknoten.) Am Donnerstag wurde ein italienischer Salamihändler dem hiesigen Untersuchungsgerichte zugeführt und angezeigt, daß er im Begriffe gewesen, an der Kasse des Südbahnhofes zwei falsche Banknoten im Betrage von je einem Gulden auszugeben.

(Zum Diebstahl in Mittel-Partin.) Vorgestern traf bei dem hiesigen Untersuchungsgerichte die telegraphische Meldung ein, daß man jene zwei Oefen, welche dem Grundbesitzer Johann Bratschitsch in Mittel-Partin gestohlen worden, in Pettau entdeckt und ihrem rechtmäßigen Eigner zugestellt.

(Strafrechtspflege.) Am 14. April wird bei dem Kreisgerichte Silli die Schlußverhandlung wider den Grundbesitzer Drasch von Gams wegen Brandlegung stattfinden. Dr. Schurbi hat, wie uns mitgetheilt wird, die Vertbeidigung übernommen.

Bermischte Nachrichten.

(Frauenrecht.) Im Kongress zu Washington legte der Abgeordnete Sumner ein Gesuch von Frauen aus den Neuenglandstaaten vor, des Inhalts, daß in Bezug auf das Wahlrecht das Geschlecht keinen Unterschied machen solle. Die Amerikanerinnen wollen hinter ihren Schwestern in Australien, welche das Wahlrecht bereits erobert haben, nicht länger zurückbleiben.

(Internationaler Verein für schöne Kunst.) Unter diesem Namen hat sich gegenwärtig in London eine Gesellschaft gebildet, die sich die Beförderung der schönen Künste unter allen Nationen zum Zwecke setzt. In Anerkennung des Satzes, daß die Kunst an keine nationalen Schranken gebunden ist, beabsichtigt dieselbe eine Anstalt zu gründen, um den Künstlern aller Länder größere Leichtigkeit zu verschaffen, ihre Arbeiten in England, das Land, wo die Kunst, wenn auch nicht am höchsten gewürdigt, doch jedenfalls am besten bezahlt wird, einzuführen. Außer dem Vortheil, der Künstlern und Käufern daraus erwächst, daß diese ohne Vermittlung kaufen, jene zum Marktwerte verkaufen können, verspricht man sich einen geistigen Gewinn aus der eine freie Uebersicht gewährenden Vereinigung von Werken aller Manieren und Schulen. Die Gesellschaft gedenkt eine fortwährende Ausstellung mit Museen, Schulen und Verlagsanstalt zu gründen, doch kann die Ausführung des weitläufigen Planes natürlich nur ein Werk der Zeit sein; vorläufig ist, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Unternehmen zu lenken, mit einer Ausstellung in Pall Mall ein Anfang gemacht worden.

(Briny-Feier.) Der „Pester Lloyd“ theilt mit, daß man auch in Kroatien den 300jährigen Todestag des heldenmüthigen Vertheidigers von Sziget, Nikolaus Briny, zu feiern beabsichtigt, zu welchem Zwecke sich in Warasdin bereits ein Komitee gebildet hat. Nunmehr hat aber auch der historische Verein in Ugram die Bildung eines Central-Komitees für die Briny-Feier beschlossen. Dasselbe wird die geistlichen, Civil- und Militärbehörden einzuladen haben, zur Verherrlichung dieses Nationalfestes, welches den 8. September 1866 gefeiert wird, nach Möglichkeit beizutragen. Der Ausschuss des historischen Vereins beabsichtigt bei dieser Gelegenheit unter anderen Werken eine gründliche und umständliche Lebensbeschreibung des großen Helden herauszugeben, um deren Verfassung der Obergespan Kutuljevic angefleht wurde.

(Wasserfrage.) Adalbert Stifter, bekanntlich ein ebenso tüchtiger Naturhistoriker wie Novellist, veröffentlicht in der „Lz. Bzg.“ eine Reihe von naturwissenschaftlichen Aufsätzen, kommt darin auch auf die Wasserfrage zu sprechen und sagt: Wie verfährt nun der Mensch mit dem unschätzbaren Kleinode des Wassers? Die Römer bauten mit dem Aufwande von Millionen Anstalten, sich gutes Wasser oft aus großen Fernen zuzuleiten. Ueberhaupt schätzte das Alterthum gutes Wasser sehr. Was thun wir? Wir graben in den meisten Fällen ein Loch in die Erde und trinken das Wasser, das wir da finden. Auf Bergen und besonders im Granitboden mag das hingehen. In Niederungen ist ein solcher Brunnen wenig mehr als ein Sumpf. Liegt eine Stadt an einem Flusse oder gar, wie Linz, zwischen zwei Flüssen, so ist es das Flußwasser, das die lockere Erde auf weite Strecke hin durchdringt, welches getrunken wird, und welches, wenn es auch durch Seihung in der Erde seine schwimmenden Stoffe verloren hat, doch noch die aufgelösten Stoffe mit sich führt. Man kann aber denken, was ein Strom aus Städten und bewohnten Niederungen mit sich bringen mag. Da ferner in großen Städten der menschliche und thierische Urath in verschiedener Menge in der Erde ist und durch ihre Lockerheiten nach allen Richtungen hin sich verbreitet, so ist das Brunnenwasser auch mit Sauche durchseht. Man verzeihe mir, daß ich den elken Gegenstand nenne; aber angesichts der Thatfache, die mit unserer Bildung, die wir erklimmen zu haben meinen, so sehr im Widerspruch steht, und angesichts der Dringlichkeit des Gegenstandes kann es nicht klar und nicht oft genug gesagt werden. Zeuge dessen sind die Seuchen, die in Städten auch am Wasser den innigsten Helfer ihres Giftes finden, und in großen Städten Tausende von Opfern dahinnehmen. Eigentlich sollte nur aus der Erde quellendes Wasser zugeleitet und verwendet werden, und zwar, wo es sein kann, Granitwasser. Wien schreitet jetzt zur That und will weiches Wasser in die Stadt leiten.

Geschäftsberichte.

Pettau, 30. März. (Wochenmarktbericht.) Weizen fl. 3.40, Korn fl. 2.80, Gerste fl. 2.—, Hafer fl. 1.—, Kukuruz fl. 2.20, Heiden fl. 2.—, Erdäpfel fl. 0.90 pr. Mehen. Rindfleisch 15, Kalbfleisch ohne Suwage 19, Schweinefleisch jung 16 kr. pr. Pf. Holz 36“ hart fl. 8.30, detto weich fl. 6.20 pr. Klast. Holzbohlen hart fl. 0.40, detto weich fl. 0.30 pr. Mehen. Heu fl. 1.30, Stroh, Lager- fl. 1.20, Streu- fl. 1.12 pr. Centner.

Warasdin, 29. März. (Wochenmarktbericht.) Weizen fl. 3.60, Korn fl. 2.65, Gerste 2.—, Hafer fl. 1.80, Kukuruz fl. 2.—, Erdäpfel fl. 1.— pr. Mehen.

Einladung.

(123)

Mittwoch den 4. April hält die landwirthschaftliche Filiale um 5 Uhr Nachmittag im Speisesaale des Casinos eine Sitzung, zu welcher nicht nur die Mitglieder der Gesellschaft, sondern auch die Herren Aussteller und Ausstellungskomitee-Mitglieder erscheinen wollen.

Tagesordnung:

1. Bericht in Angelegenheit des Promemoria an die Südbahn-Gesellschafts-Direktion.
2. Ausstellungs-Angelegenheiten.
3. Vorberathung des Programmes für die 43. allgemeine Versammlung der k. k. steiermärkischen Landwirthschafts-Gesellschaft.

Marburg den 31. März 1866.

Der Filial-Vorsteher.

mit einem Paar blühender schwarzer Augen und einem schwarzen, krausen Lockenkopfe. Er war aus dem Posthause gekommen. Er blickte ebenfalls auf die Fahrzeuge, die am Ufer lagen und in den angeschwollenen und reißend und tobend dahinschießenden Strom. Aber seine blühenden Augen schauten so muthig und so zuversichtlich hinein und mit einer so eigenthümlichen, einer so herausfordernden Lust. Auch in dem Gesichte des vornehmen Herrn las man auf einmal eine gewisse Zuversicht. „Werden Sie mit hinüberfahren?“ fragte er den jungen Mann. „Ich weiß es noch nicht,“ war die Antwort. Man las die Zuversicht nicht mehr in dem Gesichte des Barons. Aber der junge Mann hatte ihm freundlich, höflich geantwortet. Er sprach weiter mit ihm. „Ist der Strom immer so hoch und reißend?“ „O nein, erst seit gestern, und er wächst noch immer.“ „Ah, und was ist die Ursache?“ „Wir hatten hier seit drei Tagen furchtbares Sturm- und Regenwetter; oben im Gebirge war es noch schlimmer. Da sind alle die kleinen Flüsse und Bäche angeschwollen, die sich aus den Bergen in diesen Strom ergießen.“ „Hm, und da ist die Passage über das Wasser wohl gefährlich?“ „Nah, man muß nur keine Furcht haben.“ „Sind die Fahrleute zuverlässig?“ „Es sind tüchtige Burschen.“ „Sie kennen sie also! Sie sind wohl hier aus der Gegend?“ „Von drüben, aus dem Gebirge.“ Der junge Mann zeigte über den Strom hinüber. Gleich jenseit des Stromes erhob sich hohes, waldiges wildes Gebirg. Auf dieser Seite war eine unabsehbare fruchtbare Ebene. Der Strom schied Ebene und Gebirg. Der Baron schien den jungen Mann noch mehr fragen zu wollen. Er wurde daran verhindert.

Hinten auf der Chaussee wurde ein Posthorn laut. Gleich darauf fuhr ein Postwagen auf den Posthof. Es war die gewöhnliche Fahrpost, die täglich kam und weiter fuhr. Sie kam aus der Residenz. Als der junge Mann sie sah, zeigte sein hübsches, lebhaftes Gesicht eine plötzliche Unruhe und Spannung. Er machte einige Schritte nach dem Posthause hin; er schien dem Wagen entgegen gehen zu wollen. Aber auf einmal blieb er stehen.

Der Postwagen hatte unmittelbar an dem Posthause gehalten. Der Kondukteur hatte den Schlag geöffnet. Ein junger Offizier war ausgestiegen. Auf seine Hand gestützt, war ihm eine junge Dame gefolgt. Es war eine wunderschöne Gestalt, ein reizendes frisches Gesicht, das kaum siebzehn oder achtzehn Jahre zählen konnte. Der Offizier, indem er ihr seine Hand hinreichte, sah sie mit einer ehrerbietigen Zärtlichkeit an. Indem sie die Hand nahm, lächelte sie ihm glücklich und dankbar zu. Unter dem Lächeln übergoss sich das schöne Gesicht mit dunkler Röthe. Der Offizier mußte ihre Hand gedrückt haben. Aber sie war nicht böse darüber

geworden. Und es lag in dem Allen eine so reine, so unbefangene, so unbewusste Unschuld.

Auf den jungen Mann mit den schwarzen, krausen Locken mußte es einen andern Eindruck gemacht haben. Er war erbläßt; seine blühenden Augen funkelten zornig. Er stampfte heftig mit dem Fuße. Aber die funkelnden, flammenden Augen konnte er von dem, was er sah, doch nicht wegwenden.

Der Offizier führte die Dame in das Posthaus. Sie hatte den jungen Mann mit den Locken nicht gesehen. Ihr glücklicher Blick war nur für den zärtlichen jungen Offizier dagewesen, mit dem sie gerüst war, der sie aus dem Wagen hob, der ihr die Hand gedrückt hatte, der sie an seinem Arme in das Haus führte. Der junge Mann mit den Locken stampfte noch einmal mit dem Fuße. Dann setzte er seinen Weg langsam fort und verschwand im Innern des Posthauses.

Der Baron hatte wenig auf ihn geachtet. Was ging dem vornehmen Herrn der Born und der Verdruß eines jungen Menschen an, der nicht mehr als ein Landmann sein konnte? Die schöne, junge Dame hatte er sich desto angelegentlicher angesehen, und wie der Offizier gegen sie so zärtlich, und sie darüber so glücklich war, da konnte man glauben in seinem Gesichte wenigstens einen leisen Ummuth der Eifersucht oder wohl nur des Neides zu lesen; denn daß die Dame ihm fremd war, sah man ihm wohl an, wogegen er den Offizier zu kennen schien. Er besann sich einen Augenblick; dann ging er ebenfalls in das Posthaus.

Die Poststation lag einsam; in der Nähe war keine Stadt, kein Dorf, kein Wirthshaus. So war das Posthaus zugleich Wirthshaus und unten im Hause war ein geräumiges Wirthszimmer. In dieses ging der Baron.

Er fand mehrere Menschen darin, die er freilich alle schon gesehen hatte, zuerst seine drei Reisegefährten, sodann die schöne junge Dame, die mit dem jungen Offizier aus dem Postwagen gestiegen war, und diesen Offizier selbst. Das junge Paar saß am Fenster beisammen. Der Offizier sprach leise zu der Dame. Er mußte zärtlich zu ihr sprechen; er sah wenigstens so aus, und sie erröthete so glücklich. Der Baron sah es, er that, als sehe er es nicht. Er ging auf den langen hageren Mann mit dem zugedöpnsten langen Rode zu. Der Mann stand an der Thür; er schien die Befehle des eintretenden Barons zu erwarten. Der Baron befahl ihm: „Sorgen Sie, daß wir bald abreisen können. Wir werden hier ungebührlich aufgehalten.“ Der lange Mann verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verschleiß-Niederlage

der k. k. privilegiert.

Pernegger Original-Spiritus

und



Presshefe

für Marburg und Umgebung

befindet sich bei Herrn

Franz Scherbaum

am Hauptplatz Nr. 91, Eck der Domgasse in Marburg,

wo dieser mit zwölf Medaillen ausgezeichnete Artikel **täglich frisch** und in jeder beliebigen Quantität bezogen werden kann. (124)

Verstorbene in Marburg.

Am 26. März: Franz Pulitsch, 41 J., Wasserfuch. — Am 29.: Fr. Maria Untauer, Privat, 67 J., Entkräftung.

Salon- und Garten-Eröffnung.

Ich habe die Ehre, meine ergebenste Einladung zur Wiedereröffnung meiner Sommerlokalitäten am **Sonntag den 1. April 1866** zu machen, und statte meinen innigsten Dank für den mir im vergangenen Jahre zu Theil gewordenen Besuch ab, mit der Bitte, mich auch in der heurigen Saison mit recht zahlreichem Zuspruch zu beehren, da ich stets bemüht sein werde, die Zufriedenheit meiner geehrten Gäste, was Küche, Keller und Bedienung betrifft, bestens zu erhalten.
Hochachtungsvoll

Jakob Schneid,

Gastwirth in Herrn Th. Göp' Brauhaus.

119)

Großes Ringelspiel.

Gefertigte zeigt einem geehrten Publikum ergebenst an, daß sie in der Grazer Vorstadt nächst dem Brauhause des Herrn Thomas Göp ein hier noch nicht dagewesenes Ringelspiel aufgestellt hat und besonders für Bedienung der Kinder bestens gesorgt wird, erbittet sich daher recht zahlreichen Zuspruch.

Theresia Sturzenbaumer,
Ringelspielbesitzerin.

120)

Zu vermieten

(121)

sind in der Pfarrhofgasse Nr. 192, ersten Stock, zwei eingerichtete gassenseitige Zimmer.

Sabgelder jeder Höhe auf Häuser und Gründe

für Steiermark, Kärnten und Krain auf beliebige Jahre in Raten rückzahlbar, zu geschickten Binsen:

Wien, Stadt, Planengasse 4, 1. Stiege, Thüre 13.

Briefe und Einsendung der Werth-Nachweis-Dokumente franko mit Retourmarke, Angabe genauer Adresse und letzter Poststation. (122)

Weinlizitation.

5 Startin Weine (1865er) werden am 5. April 1866 von 10 Uhr angefangen im Kirchenkeller im Orte Gams bei Marburg gegen bare Bezahlung lizitando verkauft. (108)

Zu vermieten

eine schöne Wohnung mit Sparherdfläche, Speise, nebst separirtem Dachboden, Keller und Gartenantheil. Das Nähere bei Vincenz Randuth, Alleestraße Nr. 167. (63)

Verpachtung.

In der Gemeinde Magdalena sind 4 vorzügliche Ackergründe im Gesamt-Flächenmaße von 5 1/3 Joch einzeln oder zusammen zu verpachten. — Pachtlustige wollen sich am 5. April um 9 Uhr Vormittag am Anfang des Werkstätten-Bahnhofes einfinden.

118)

Jug.-Sektion Marburg K. L.

Verantwortlicher Redakteur: Franz Wiesthale.

Lizitation.

(95)

Mittwoch den 4. April d. J. werden im Hause Nr. 77, Mühlgasse, Grazer Vorstadt, Möbeln und sonstige Einrichtungsstücke in den gewöhnlichen Lizitationsstunden gegen gleich bare Bezahlung veräußert.

Das

(102)

Einfuhrhaus „zum Adler“

in Pettau,

auf dem besten Posten gelegen, ist zu verpachten und das Nähere beim gefertigten Eigenthümer zu erfahren.

Josef Bistler.

Gegen alle, oft mit vielem Gepränge angekündigte Bahnmittel, besonders solche, die Zahnschmerzen unfehlbar zu stillen im Stande sein sollen, ist man nachgerade etwas mißtrauisch geworden, da keins sich derart zu bewähren vermochte, daß es mehr als vorübergehende Aufmerksamkeit erregte. Ein Mittel dieser Art jedoch, das freilich weniger betäubend als reinigend und stärkend auf Mundtheile und Zähne wirkt und dadurch die Mund- und Zahnkrankheiten allmählich aber gründlich und dauernd beseitigt, macht von obiger Regel eine erfreuliche Ausnahme. Es ist dies das k. k. österr. auschl. priv. und erste amerik. und englisch patentirte „Anatherin-Mundwasser“ des prakt. Zahnarztes Herrn Dr. J. G. Popp in Wien, das seit länger als 14 Jahren nicht nur seinen Ruf erhalten, sondern denselben stetig weiter verbreitet und fester begründet hat. Von Zeugnissen über seine vorzüglichen Eigenschaften, die in Menge vorliegen und täglich sich mehren, möge das nachstehende hier Platz finden:

Das mir von dem Herrn Zahnarzt Dr. J. G. Popp in Wien übergebene „Anatherin-Mundwasser“ ist in meinem Laboratorium der chemischen Analyse unterworfen und als durchaus frei von schädlichen organischen sowie unorganischen Stoffen und demzufolge als empfehlenswerth befunden worden, was ich hiermit der Wahrheit gemäß bescheinige.

Berlin, den 31. Juli 1864.

(L. S.)

Dr. F. L. Sonnenschein.

Privatdocent der Chemie an der kgl. Universität und vereidigter Sachverständiger bei den kgl. Gerichten.

*) Zu haben: in Marburg bei Herrn Bancalari, Apotheker, und in Lauchmann's Kunsthandlung; in Cilli bei Herrn Crisper und in Saumbach's Apotheke.

Eisenbahn-Fahrordnung für Marburg.

Nach Wien: Abfahrt: 6 Uhr 19 Min. Früh.
6 Uhr 43 Min. Abends.

Nach Triest: Abfahrt: 8 Uhr 15 Min. Früh.
9 Uhr 2 Min. Abends.

Nach Sillach: Abfahrt: 9 Uhr Früh.

Die gemischtenzüge verkehren täglich in der Richtung nach Wien: Abfahrt: 12 Uhr 44 Min. Mittags.
Triest: Abfahrt: 1 Uhr 26 Min. Mittags.

Zug verkehrt von Wien nach Triest Mittwoch und Samstag, von Triest nach Wien Montag und Donnerstag.

Nach Wien: Abfahrt: 2 Uhr 36 Min. Mittags.
Nach Triest: Abfahrt: 1 Uhr 52 Min. Mittags.

Feuer-Signale für Marburg.

An der großen Glocke des Stadtpfarr-Thurmes:

4 Schläge bei einem Brande in der inneren Stadt.
3 " " " " " " Grazer-Vorstadt.
2 " " " " " " Kärntner-Vorstadt.
1 Schlag " " " " " " Magdalena-Vorstadt.

Druck und Verlag von Eduard Janschiß in Marburg.